Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 36

Artikel: Das Tier

Autor: Zulliger, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640610

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

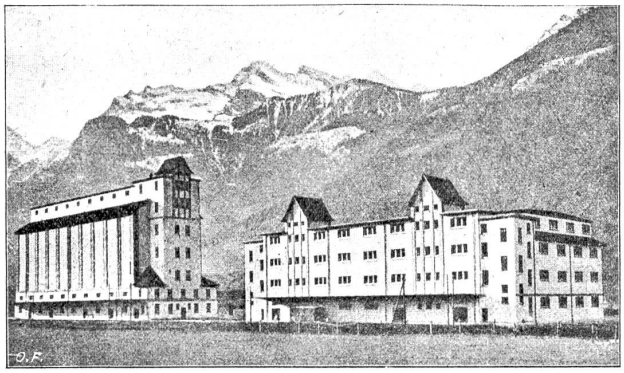
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

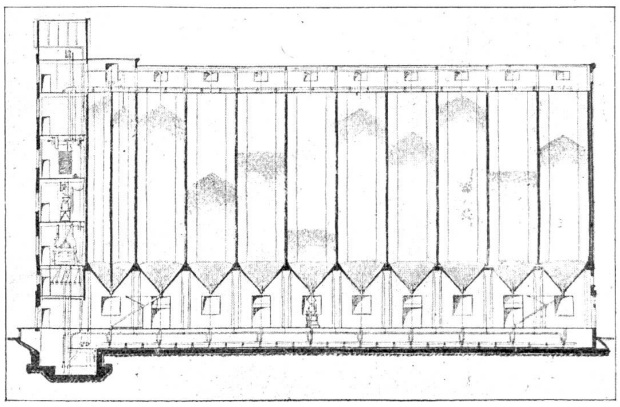
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

der landwirtschaftlichen Arbeit seine Wirkung. Die Getreideproduktion war während 50 Jahren fast auf das Doppelte gestiegen — im Kanton Bern von 336,000 Malter (1790) auf 788,000 (1847). Die Käsefabrikation hatte sich im



Die eidgenössischen Getreidemagazine in Altdorf.
Silos Sackmagazine

gleichen Tempo vermehrt und sich langsam erst über das bernische Mittelland, dann in die Nord- und Ostschweiz verbreitet. Alle Jahrzehnte wurden in einem Kanton zwei oder drei Käsereien gegründet. Von 1850—1871 aber erfolgte der Sturm der Käsereigründungen und die Blüte der Ausfuhr. Sie stieg von 52,000 auf 207,000 q um das Vierfache, der Wert um das Achtfache. Staatsschule, Vereine, Genossenschaften nahmen sich der Viehzucht und Milchwirtschaft in steigendem Maße an, während das Interesse am Getreidebau relativ sank. Von 1873—1895 sanken die Getreidepreise von 40 Franken unter die 20 Franken der 40er Jahre auf 14—16 Franken. Das bedeutete relativ ein nochmaliges Steigen der Käse- und Viehproduktion gegenüber dem Getreidebau. Dazu bevorzugte die neue Walzenmüllerei das ausgiebigere harte Auslandkorn vor dem weichen Inlandweizen. Es wurde Regel, 2—5 Franken weniger für Landesgewächs zu bezahlen. Die von 238,000 ha auf 100,000 ha



Längsschnitt durch den Silos-Bau.

zurückgegangene Anbaufläche deckte den Brotbedarf von nur noch 60—70 Tagen des Jahres. (Die Bevölkerung hat natürlich um 1/3 zugenommen.) 1915 ist die Anbaufläche wieder auf 148,000 ha gestiegen.

Die folgenden zwei Hauptteile des Buches sind in ihren Einzelheiten mehr für Nationalökonomen und für Landwirte mit wissenschaftlicher Schulung von Interesse Ein allgemein gehaltener Auszug ohne die zahlreichen Ausrechnungen und Beweise genügt, um auch solchen, die nicht vom Fach sind, die Bedeutung der von Wirz dargestellten Tatsachen nahe zu bringen. Ist doch die Brotfrage heute ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit.

(Schluß folgt.)

Das Tier.

Von Hans Zulliger.

Der Vater des Metzgerburschen Karl Seiler war im Dorfe einer der angesehensten Männer gewesen. Nicht nur, weil er als reich galt und seine Metzg immer mit Käufern gefüllt war, sondern auch, weil er während längerer Zeit das ehrenvolle Amt eines Gemeinderates inne gehabt hatte. Wenn er von den bis gegen den Morgen dauernden Sitzungen vom Rotwein etwas bezecht heimkam, und seine Nase schließlich der Farbe jenes Getränkes mehr und mehr zu ähneln begann, so verwunderte sich niemand darüber, und niemand zweifelte an der Gesundheit des Mannes, der im hohen Alter einem Herzschlag erlag.

Die Mutter, die ihn nur um einige Wochen überlebte, stammte aus einer währschaften Bauernfamilie und hatte zu ihren roten Wangen immer einen klaren, etwas witzigen Geist.

Dennoch ist der einzige Sohn, der den beiden erst spät geschenkt worden war, schon in jungen Jahren wahnsinnig geworden, und niemand begriff warum. Und zwar war seine Art Verrücktsein so gefährlich, daß er an einem Abend im „Bären" alles Gläserne zerschmiß, den Stühlen die Beine wegbrach und die Bierfässer zum geschlossenen Doppelfenster hinaus warf, indem er wütend schrie: „Das Tier, das höllische Tier!" Seine Augen hatten dabei den Ausdruck höchsten Schreckens, und der Schweiß troff ihm von der Stirn herunter.

Schließlich gelang es einigen beherzten und baumstarken Jünglingen, die zum Teil noch mit ihm auf der Schulbank gesessen hatten, den Tobsüchtigen zu binden und ihn auf einem Bernerwägelein in die nahe gelegene Irrenanstalt zu überführen.

Wie gesagt, niemand begriff den plötzlichen und unerwarteten Krankheitsausbruch an dem Burschen. Die Aerzte fanden kein Glied in seiner weiter Verwandtschaft, das Spuren von Dekadenz zeigte. Und daß der Patient in seiner Jugend viel Schundliteratur gelesen und sich so die allfälligen Anlagen zu Gewalttätigkeiten angelesen hätte, konnte auch nicht bestimmt festgestellt werden. Im Gegenteil, das Lesen war nie Karl Seilers Liebliengsbeschäftigung gewesen, vielmehr liebte er es, ganze Abende lang Rätsel und scherzhafte Rechnungen zu lösen, wie er überhaupt im Rechnungsfach stets einer der ersten in der Schule gewesen war.

Bloß mir blieb es vorbehalten, etwas von dem Wahnsinnigwerden Karl Seilers zu verstehen, weil ich die letzte Zeit vor dem Ausbruch der Tobsucht mit ihm verbrachte.

An einem Abend, als ich auf der Landstraße dem untern Wallis zuwanderte, holte ich den Burschen ein. Er kam von einer Walz aus Italien zurück und erzählte mir, er gedenke seines Vaters Geschäft, das dieser noch vor seinem Ableben in Lehen gegeben habe, nun selber zu übernehmen, da der Pächter Haus und Hof verwahrlosen lasse und nur auf den eigenen Profit bedacht sei. Als er mir von seinen Leuten daheim, von Geschäft und Hof erzählte, da verwunderte ich mich, daß ein junger Mann von so gutem Hause überhaupt auf die Walz ging. Er sah auch nicht wie ein richtiger Fechtbruder aus. In seiner Westentasche trug er eine schöne silberne Uhr, und die Schuhe waren solid und gut genagelt; darum beneidete ich ihn noch fast mehr als um seine Taschenuhr. Wie ich ihn so von oben bis unter musterte und betrachtete, sprach er lachend:

„Gelt, einen so feinen Kunden hast wohl nicht oft gesehen!"

„Wohl nicht, nein!"

„Du gingst halt der Stell' wegen auf die Walz, andere Burschen gehn aus andern Gründen!"

„Also hast du einen andern Grund gehabt?"

„Was gibt es Schöneres als Wandern! Eine lange Straße und am Abend einen Trunk Wein und einen tiefen Schlaf! Und fremde Städte und fremde Leute und fremde Sprachen!"

„Ich gehe gerne wieder der Heimat zu."

Er blickte mich lange an, dann seufzte er.

In der Glut der Sommersonne nahmen wir am Straßenrande nahe der rauschenden Rhone ein kaltes Mittagessen ein. Er gab mir von seinem gedörrten Schaffleisch, dann tranken wir von seinem Wein.

In der Nähe fuhr ein Eisenbahnzug mit singenden Soldaten vorbei.

„Ich bin nicht Soldat geworden", sagte ich beschämt, „nämlich weil ich zu wenig gute Augen habe!"

„Sei du froh", antwortete er bitter.

„Warum?" fragte ich erstaunt.

„He — das ist noch das langweiligere Leben, als zu Hause sitzen!"

„Daß du so ungern zu Hause bist — —!"

„Hör Bursch, da wird man ja verrückt — ewig am selben Fleck — und die Welt ist doch so groß und weit —." Er blickte in die Ferne. Dann fuhr er fort: „Nimm mir's nicht übel! Aber du bist halt auch so ein Spießer und hast genug, wenn du zu fressen hast und ein warmes Nest. Und hie und da ein Mensch, wie mein toter Walzkamerad vom Rheinischen, der Enderle, den Weibern sagte. — Und so wie du sind ja die meisten. Aber ich bin eben anders. Ich muß wandern, ich glaube sonst würde ich krank."

An jenem Abend blieben wir noch lange im Wirtshaus bei einem guten Wein sitzen und er erzählte mir bis tief in die Nacht hinein von seinen Reisen, die er aus Liebhaberei und einem dunkeln Drange folgend auszuführen schien. Er hatte Italien gesehen und war zuvor im Französischen und in Spanien gewesen. In diesem merkwürdigen Lande war ihm ein Mädchen bis in die Stadt Barcelona nachgelaufen und habe ihm bitter und zornig weinend die Fäuste nachgestreckt, als er auf einem Segler nach Neapel fuhr.

Das ging nun jeden Abend so, immer wieder erzählte er mir von der Spanierin, mit der er im katalonischen Gebirge und in Granada herumzigeunert war, und die er so plötzlich verlassen hatte. Dabei fluchte er, wenn er etwas zuviel Wein getrunken hatte, auf die blonde Weiberrasse in seiner Heimat, obwohl seine erste Liebe einst auch einer Blonden galt.

Und nun einige Zeit später, wir übernachteten in einem Landgasthof unweit seinem Heimatdorf, geschah es, daß ich aus meinem gesunden, tiefen Schlafe aufgerüttelt wurde.

Karl hatte meine Oberarme umklammert, blickte starr, entsetzt in eine Ecke des Zimmers, durch dessen Fenster der Mond hell hereinschien und stöhnte:

„Das Tier — siehst du Peter! Das Tier!"

Jeder Muskel an ihm war gespannt, er klapperte mit den Zähnen, die Augenbrauen hochgezogen schien er etwas Furchtbares, Schreckliches, Grauenvolles zu sehen. Ich aber sah nichts.

„Karl", sagte ich fest, „das ist nichts! Du hast bloß geträumt!"

Da wurden seine Hände schlaff, und ich konnte mich aus ihrer eisernen Umklammerung lösen. Er seufzte und beruhigte sich wieder.

Es hatte ihm geträumt, ein Ungeheuer komme auf ihn los und mache Augen, daß ihn eine furchtbare Angst gepackt habe. Und nachdem er in Schweiß gebadet erwachte, sei das Tier immer noch dagestanden. Erst als ich zu ihm sprach, sei der Spuk verschwunden.

Wir schliefen in dieser Nacht wenig mehr. Er erzählte, daß ihn schon früher solch dumme Träume geplagt hätten, bevor er auf die Walz gegangen sei. Und immer war es ein großes Tier, das ihn mit sonderbaren Augen ansah, so daß sich alles vor ihm drehte und eine Furcht ihn überwältigte, als stände der Tod vor ihm.

In der nächsten Nacht schlief er ruhig. Aber in spätern Nächten kam ihm das Gespenst wieder vor.

Die Nacht und der Morgen nun, die ich mit ihm verlebte, bevor wir in sein Heimatdorf zurückkehrten, die werde ich mein Lebtag nicht vergessen.

Um halb ein Uhr wurde ich durch ein erbärmliches Stöhnen aus dem Schlafe aufgeschreckt. Im andern Bett wälzte sich mein Kamerad, als ob er mit dem Tode ränge. Er war schweißbedeckt, von seinem Mund hing weißer Schaum, und Gesicht und Glieder waren verzerrt. Er wand sich wie in Krämpfen.

„Karl", rief ich, „Karl, bist du toll!"

Er schnellte vom Bett auf und blickte mich mit fremden, verglasten Augen an. Auf einmal ging eine Umwandlung mit ihm vor. Blitzschnell sprang er auf den Teppich, ergriff einen Waschkrug, knirschte mit den Zähnen, zeigte mit dem Finger in eine Ecke und schmiß den vollen Krug hin. Zu schnell war alles vor sich gegangen, als daß ich ihn an seiner Tat hätte hindern können. Ich lag vor Entsetzen wie mit einem Hammer auf den Kopf geschlagen, an allen Gliedern und im Geist gelähmt. Da trat er mit verändertem Gesicht auf mich zu und ergriff meine Hand.

„Hast du es auch gesehen, diesmal?", fragte er leise.

„Was?"

„Das Tier! Die Augen!"

„Nein."

„Warum lügst du jetzt?"

„Ich lüge nicht!"

„Du hattest ja auch Furcht — ich sah es dir nachher noch an!"

„Furcht?"

„Ja Furcht. Du lagst da wie in Ohnmacht."

„Ja, vor dir, vor deinem Wesen fürchtete ich mich. Du tatest wie ein Verrückter."

Er schaute nachdenklich in die Nacht hinaus und fragte fast ängstlich:

„Also, du hast es nicht gesehen! Da stand es doch!"

„Du träumtest!"

„Herrgott!", schrie er, warf sich auf sein Bett und verfiel in ein krampfartiges Weinen und Schluchzen.

Am Morgen wanderten wir seiner Heimat zu. Ein dichter Wald trennte uns noch von dem Dorf. Ich hatte meinem Walzbruder versprochen, noch einige Tage bei ihm daheim zu bleiben, bevor ich nach Zürich wanderte, wo mir eine gutbezahlte Stelle in Aussicht stand.

Wir mochten ungefähr dreiviertel Stunden im Tann drin sein, als sich die Bäume lichteten und ein kleiner Grasplatz sichtbar wurde, durch dessen Mitte ein Wässerlein schlüpfte, und der mit niedrigem Gesträuch stellenweise überwuchert war. Am Rande der Lichtung nun fiel mein Kamerad wie von einer Kugel getroffen vornüber, zitterte am ganzen Leibe und stöhnte:

„Nun weiß ich's: hier hab' ich ihn ja verscharrt. Und jetzt verfolgt er mich!"

Auf einmal riß er sich auf die Knie, zog sein Messer hervor, spitzte damit ein Stück Holz und wühlte die Erde vor sich auf. Mit Grauen sah ich seinem Tun zu. Da blinkte etwas Weißes hervor. Mit beiden Händen griff er danach: es war ein Hundeschädel.

„Er ist noch da," sagte er dann laut lachend, „sieh, hier traf ich ihn mit dem Beil!", und er deutete auf eine

eingeschlagene Stelle. Plötzlich warf er die Knochen von sich, tat einen furchtbaren Schrei und lief wie von Furien verfolgt in den Wald hinein.

Er wartete, als ich ihn rief. Im Weitergehen erzählte er mir die Geschichte jenes Hundes, dessen Gerippe drüben moderte.

„Ich habe manches Tier totgeschlagen. Ich bin ja Metzger. Aber diesen Hund hätte ich nicht totschlagen sollen. Niemand darf darum wissen außer du, und du auch nur, weil du ja weggehst. Die Leute sind hier so klatschsüchtig.

Ich hatte einst ein Mädchen gern, du weißt ja, die Liese, die Blonde. Aber die war falsch zu mir und liebte einen Hungerleider von Schreiber, der beim Notar Fink auf dem Büro war, mehr als mich. Der Kerl war aber schwindsüchtig und starb nach ein paar Monaten. Seinen Hund — er hatte einen prächtigen großen Hund, der Teufel weiß woher — nun: den schenkte er auf dem Sterbebett seinem Schatz.

Sie pflegte und liebte das Tier, als ob's der verreckte Schreiber selber gewesen wär'. Sie ging mit ihm aufs Grab, sie ging mit ihm spazieren, sie ging mit ihm überall. Und ich haßte den Hund, wie ich den Schreiber gehaßt habe, und wie ich sie haßte.

An einem Märzabend lockte ich ihn mit, band ihn an einen Strick und führte ihn in den Wald zur Goldbachmatt. Und dort schmeichelte ich ihm, sagte ihm „liebes Schreiberlein" und strich ihm übers glatte Fell. Er legte sich vor mir auf die Erde und sah mich wedelnd an. In diesem Augenblick gab ich ihm mit der Axt den tötenden Streich. Er kläffte kläglich und verdrehte die Augen nach oben — o diese Augen! Du hast sie ja nicht gesehen! Danke Gott, daß du es nicht sahst, wie sie aus ihren Höhlen traten, groß, braun, anklagend — — als ob du einen Menschen ermordet hättest — Augen, deren brechender Blick sich um mein Herz legte, wie eine Kette, wie ein Ring, der immer enger wird — Augen, vor denen ich ins Dorf und in die Welt hinaus flüchtete..."

Merkwürdigerweise schlief er in den nächsten Nächten wieder ganz ruhig. Ich sah während der Zeit, die ich noch bei ihm blieb, auch einmal seine ehemalige Geliebte. Sie ist eine dralle Bäuerin geworden, nicht besser und nicht schlechter als die andern ihres Geschlechts im Dorfe.

Von seinem neuen Arbeitsgebiet ganz übernommen, schien Karl Seiler die unheilvollen Träume ganz vergessen zu haben. Tatkräftig nahm er sofort die Leitung des Geschäftes in die Hand. Es machte mir den Anschein, als ob er der richtige Mann am Platze sei, und daß ihm seine Arbeit Freude bereite.

Nach einem recht herzlichen Abschied verdingte ich mich dann in Zürich. Er hatte mir versprochen, einmal zu schreiben. Das tat er schon nach vierzehn Tagen. Ob ich mit ihm von neuem auf die Walz gehen wolle, fragte er. Sein Geschäft beabsichtige er zu verkaufen, und sich dann später irgendwo in einer fremden Stadt niederzulassen. Ich antwortete ihm, daß mich sein Vorschlag sehr verwundere, ich könne vor dem Frühjahr nicht fort, und dann würden wir ja sehen.

Und jetzt ist Ende August und Karl Seiler im Irrenhaus.

Hochzeit auf der Schildwache.

Von J. P. Hebel.

Ein Regiment, das sechs Wochen lang in einem Dorfbezirk in Kantonierung gelegen war, bekam unversehens in der Nacht um 2 Uhr Befehl zum plötzlichen Aufbruch. Also war um 3 Uhr schon alles auf dem Marsch, bis auf eine einsame Schildwache draußen im Feld, die in der Eile vergessen wurde und stehen blieb. Dem Soldaten auf der einsamen Schildwache wurde jedoch zuerst die Zeit nicht lang, denn er schaute die Sterne an und dachte: „Glitzert ihr, solange ihr wollt, ihr seid doch nicht so schön als zwei Augen, welche jetzt schlafen in der untern Mühle." Gegen fünf Uhr jedoch dachte er: „Es könnte jetzt bald drei sein." Allein niemand wollte kommen, um ihn abzulösen. Die Wachtel schlug, der Dorfhahn krähte, die letzten Sterne, die selbigen Morgen noch kommen wollten, waren aufgegangen, der Tag erwachte, die Arbeit ging in's Feld, aber noch stand unser Musketier unabgelöst auf seinem Posten. Endlich sagte ihm ein Bauersmann, der auf seinen Acker wandelte, das ganze Bataillon sei ausmarschiert schon um 3 Uhr, kein Kamaschenknopf sei mehr im Dorf, noch weniger der Mann dazu. Also ging der Musketier unabgelöst selber ins Dorf zurück. Des Lesers Meinung wäre, er hätte jetzt den Doppelschritt anschlagen und dem Regiment nachziehen sollen. Allein der Musketier dachte: „Brauchen sie mich nimmer, so brauch' ich sie auch nimmer." Zudem dachte er: „Es ist nicht zu trauen. Wenn ich ungerufen komme und mich selber abgelöst habe, so kann's spanische Nudeln absetzen," er meinte Röhrlein. Zudem dachte er: „Der untere Müller hat ein hübsches Mägdlein, und das Mägdlein hat einen hübschen Mund, und der Mund hat holde Küsse," und ob sonst schon etwas mochte geschehen sein, geht den Leser nichts an. Also zog er das blaue Röcklein aus und verdingte sich in dem Dorf als Bauernknecht, und wenn ihn jemand fragte, so antwortete er, wie jener Hüninger Deserteur, es sei ihm ein Unglück begegnet, sein Regiment sei ihm abhanden gekommen. Brav war der Bursche, hübsch war er auch, und die Arbeit ging ihm aus den Händen flink und recht. Zwar war er arm, aber desto besser schickte sich für ihn des Müllers Töchterlein, denn der Müller hatte Batzen. Kurz die Heirat kam zustande. Also lebte das junge Paar in Liebe und Frieden glücklich beisammen und bauten ihr Nestlein. Nach Verlauf von einem Jahr aber, als er eines Tages von dem Felde heimkam, schaute ihn seine Frau bedenklich an, „Fridolin, es ist jemand dagewesen, der dich nicht freuen wird." — „Wer?" — „Der Quartiermacher von deinem Regiment; in einer Stunde sind sie wieder da." Der alte Vater lamentierte, die Tochter lamentierte und sah mit nassen Augen ihren Säugling an. Denn überall gibt es Verräter. Der Fridolin aber nach kurzem Schrecken sagte: „Laßt mich gewähren. Ich kenne den Obrist." Also zog er das blaue Röcklein wieder an, das er zum ewigen Andenken hatte aufbewahren wollen, und sagte seinem Schwiegervater, was er tun soll. Hernach nahm er das Gewehr auf die Achsel und ging wieder auf seinen Posten. Als aber das Bataillon eingerückt war, trat der alte Müller vor den Obristen. „Habt doch Einsehen, Herr General, mit dem armen Menschen, der vor einem Jahr auf den Posten gestellt worden ist draußen an der Waldspitze. Ist es auch permittiert, eine Schildwache ein geschlagenes Jahr lang stehen zu lassen auf dem nämlichen Fleck und nicht abzulösen." Da schaut der Obrist den Hauptmann an, der Hauptmann schaute den Unteroffizier an, der Unteroffizier den Gefreiten, und die halbe Kompagnie, alte gute Bekannte des Vermißten, liefen hinaus, die einjährige Schildwache zu sehen, und wie der arme Mensch müsse zusammengeschmoret sein, gleich einem Borstdorfer Aepfelein, das schon vier Jahre am Baum hängt. Endlich kam auch der Gefreite, der nämliche, der ihn vor zwölf Monaten auf den Posten geführt hatte und löste ihn ab: „Präsentiert das Gewehr, das Gewehr auf die Schulter, Marsch," nach soldatischem Herkommen und Gesetz. Hernach mußte er vor dem Obristen erscheinen, und seine junge hübsche Frau mit ihrem Säugling auf den Armen begleitete ihn und mußten ihm alles erzählen. Der Obriste aber, der ein gütiger Herr war, schenkte ihm einen Federntaler und half ihm hernach zu seinem Abschied.

Nachdruck aller Beiträge verboten.